Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Jacob Burckhardts Briefe

(Fortsetzung)

Vor kurzem, zu Weihnachten 1956, erschien der dritte Band der Biographie Jacob Burckhardts von Werner Kaegi, der die Periode von Ostern 1846 bis zum Abschluß der Jahre in Zürich und ihres literarischen Ertrages behandelt, vom Verfasser mit guten Gründen als «Die Zeit der klassischen Werke» betitelt. Denn in diesem einen Jahrzehnt, viel mehr ist es ja nicht, sind die sämtlichen wesentlichen Publikationen des Gelehrten entstanden, die zu seinen Lebzeiten erschienen sind: «Die Zeit Constantins des Großen» (1853), «Der Cicerone» (1855), «Die Kultur der Renaissance» (1860). Denn auch das letzte der von ihm selbst veröffentlichten Bücher, «Die Kunst der Renaissance in Italien» (1867) ist noch durchaus ein Ergebnis dieser Jahre und ihrer Studien. Was dann viel später, erst nach Burckhardts Tod (1897) herauskam, hat der Fleiß anderer zu Tage gefördert, wenn es auch sein eigen war. Mit besonderer Dankbarkeit greift nun der Leser auf Band III der Briefausgabe zurück, der 1955 erschienen, aber hier noch nicht besprochen worden ist; denn er hat den gleichen Zeitraum zum Inhalt, die beiden Bücher ergänzen einander im besten und eigentlichen Sinn[1]). Der Herausgeber hat mit Recht darauf verzichtet, seinem Buch einen besonderen sachlichen Kommentar beizugeben, wie ihm von Rezensenten gelegentlich empfohlen worden war. Denn eine solche zusammenfassende Darlegung umfangreicher Art liefert nun eben Werner Kaegi; sein großenteils schon fertiges Manuskript konnte für die Briefausgabe bereits herangezogen werden, sie nimmt darauf Bezug.

Wie sehr die genannten Veröffentlichungen Hand in Hand arbeiten, die übrigens vom gleichen Verlag betreut worden sind, ergibt sich auch aus ihren vorzüglichen, illustrativen Beilagen: beide bringen einen Ausschnitt aus den reichen zeichnerischen Erinnerungen Burckhardts aus seinen römischen Tagen, allein durchwegs verschiedene Aufnahmen. Der Mann hat damals ja halb Rom gezeichnet, in strengster Sammlung und mit einer Schärfe des Auges, die uns verwöhnten Kindern einer bequem gewordenen Welt unfaßbar und viel zu anstrengend geworden ist; wir haben das gründlich verlernt. Dieser üppige Bilderteil ersetzt uns aber vieles, was uns der Text der Briefe leider unterschlägt. Denn der enthält gar zu wenig von dem damals Erschauten: andere Rombesucher haben mit Beschreibungen, übrigens auch mit Pathos, viel anspruchsvoller aufgewartet. Ein seltener Glücksfall ist der entzückende Brief, den B. am 10. Mai 1846 von seiner Bude am Abhang des Quirinals, nahe dem Palazzo Barberini, an Wilhelm Wackernagel geschrieben hat, «Abends, beim schönsten Mondschein», und hier läßt er einmal seiner Phantasie die Zügel schießen. «Wenn mir nicht das Zeichnen complett verleidet wäre, so sollten Sie hier zunächst eine schöne Federskizze von der Aussicht finden, die über meinen Tisch weg durch das Fenster hereinsieht. Es ist hier buchstäblich ein Jugendtraum wahr geworden, es sind die Paläste im Mondschein, dann links ein ungeheures Panorama vom Pantheon bis Monte Pincio, jetzt in das schönste Silberlicht getaucht, endlich rechts über einige friedliche Klöster und zerfallene Mauern weg der schwarze Pinienhain von Villa Ludovisi; unten aber auf dem barberinischen Platz, tief zu meinen Füßen, spritzt ‚mein Freund der Triton' seinen schimmernden Strahl in die Mondnacht. (NB Dies alles ist ungelogen und buchstäblich so.) Von den Gassen herauf höre ich Gesang, auch ‚Lalen' und den Ausruf der Eßwarenverkäufer, das Fahren der Karossen, die vom Corso zurückkommen, und anderes ununterscheidbares Geräusch. Damit Sie aber den Moment ganz haben, müssen Sie

sich die wunderbarste, reinste Nacht des Südens und den stärksten, herrlichsten Blütenduft von den Akazien des Monte Pincio her hinzudenken. Hiemit ist die Kunst meiner Schilderung zu Ende, und wenn Sie sich nun das Ding dennoch nicht vorstellen können wie es wirklich ist, so wasche ich meine Hände in Unschuld.» Allein das ist ein Ausnahmefall, und auch dieses phantastische Stück endet, nach langer Unterbrechung, am 9. August in Venedig mit der eingehenden und durchaus geschäftsmäßig geführten Besprechung eines wichtigen neuen Urlaubes. Aus dem «Cicerone»-Jahr in Italien sind uns überhaupt nur fünf Schreiben erhalten; und sie handeln entweder von einem streng wissenschaftlichen Unternehmen, der überaus sorgfältigen Abschrift einer römischen Urkunde in Florenz für Wilhelm Henzen in Rom oder abermals von geschäftlichen Angelegenheiten. Wir sind wohl unterrichtet über die Art, wie B. auf dieser groß angelegten Studienfahrt seine Tage verbracht hat; in dieser Korrespondenz jedoch verlautet nichts über diese Dinge. Wir sind hier, wie in so vielen anderen Belangen, ganz auf den inhaltreichen Apparat der Anmerkungen angewiesen, den die aufopfernde Tätigkeit des Herausgebers im Anhang beigesteuert hat.

Weit mehr als in den übrigen Lebensperioden J. Burckhardts hat dieses Jahrzehnt sich in ganz verschiedenen Bezirken vollzogen; neben den persönlichen und den gelehrten Fragen seines Daseins haben die wirtschaftlichen ihre besondere Rolle gespielt. Und eben dieser Zeitraum sollte sich für B. schwer genug gestalten; man übersieht das zu leicht und hält das vom Glück einer arglosen Existenz begnadete Menschenkind für ohne weiteres geschützt und von irdischen Sorgen frei. So war es nicht; und daß der Mann auch in dieser Hinsicht tüchtig ringen mußte, gestaltet die Lektüre seiner Briefe gerade jetzt zu einem Zwitterding. Der Kampf ums Dasein blieb ihm nicht erspart, und das Streben nach ökonomischer Erleichterung macht die Korrespondenz zu einem zeitraubenden und oft etwas bemühenden Genuß. Der schriftliche Verkehr mit dem Staatsminister Eichhorn in Berlin muß dem an freieres Gebaren gewohnten Schweizer manchen Stoßseufzer erpreßt haben. Aber auch in Basel hat ihm die Auseinandersetzung mit der Behörde, selbst mit dem ihm sehr freundlich gesinnten Ratsherrn Andreas Heusler-Ryhiner, darüber täuscht auch der unbefangen gewordene Ton nicht hinweg, Opfer gekostet. Die Bewerbung um die Professur am Polytechnikum in Zürich hat zahlreiche Eingaben an den dortigen Schulrat veranlaßt. Nur die Wiederanstellung an der Universität Basel ist dann kurz und glatt gegangen. Auf alle Fälle jedoch hat der Dienstverkehr mit den übergeordneten Stellen viel Tinte verschlungen, und die Lektüre setzt denn auch allerlei Geduld voraus.

Ein besonderes Kapitel «geschäftlicher» Betätigung bildet der Versuch, das ihm gehörende Gemälde «Johannes der Täufer», angeblich von Lionardo da Vinci, an den Mann zu bringen, das heißt an einen ihm und seinem bewunderten Kunstschatz wohlwollenden Mann. Es ist ihm auch gelungen, und der Eifer, womit er für die Sache kämpfte — durch warm empfehlende Schreiben an den Kenner J. D. Passavant in Frankfurt, vor allem an den Interessenten selbst, den Bürgermeister Felix Sarasin —, läßt den sonst so Ängstlichen und Vorsichtigen als mutigen Streiter erscheinen. Zwei Jahrzehnte nach Burckhardts Tod hat der bekannte Gelehrte Paul Sarasinin einer prachtvoll ausgestatteten Schrift «Der Verkündigungsengel des Leonardo da Vinci» (1917) mit großem Aufwand von Forschung und Temperament für das Bild, das sich seit 1942 dank testamentarischer Stiftung im Besitz der Basler Öffentlichen Kunstsammlung befindet, eine Lanze gebrochen. Für uns ist wesentlich, daß der Erlös, wie der einstige Besitzer in dem Brief vom 28. Januar 1851 verrät, nicht ihm selber zukommen sollte, sondern seinem in Rom in schlimmster Armut lebenden Freunde Arnold Böcklin. Die Wege der beiden haben später sich getrennt; aber damals ist B. für den noch wenig bekannten Maler tapfer eingetreten, auch durch anderweitige Förderung (siehe Nr. 247, 248).

Gegenüber dem mehr oder minder offiziellen Tun, dem der Schreiber viele Stunden geopfert hat, nehmen sich die privaten Ergüsse, mit dem einstmals so bewegten Mitteilungsbedürfnis verglichen, eher karg und bescheiden aus. Das hat vor allem für die Familienangehörigen zu gelten. Briefe an die Geschwister, je einer pro Person!, geben wenig aus. Und die an den Vater, von denen wir wesentlich mehr erwarten müßten, hat B. nach dessen Ableben eigenhändig verbrannt. Das freilich ist sehr zu beklagen; denn dem Antistes, den der Verzicht Jacobs auf das Theologiestudium seinerzeit enttäuschen und

kränken mußte, hat er in der Folge durch erhöhte Aufmerksamkeit und offenes Vertrauen seine Sohnesliebe bis ans Ende bewahrt. Die Freundschaft mit den Maikäfern der Bonner Zeit hat noch eine Weile durchgehalten; der briefliche Niederschlag davon ist reicher, als man denken sollte, zumindest mit den Maßgebenden, dem Ehepaar Kinkel und den Brüdern Schauenburg. Hier hält sich bis zuletzt der alte herzliche Geist und, wie Anrede und Unterschrift beweisen, hat auch in der äußeren Form sich nichts geändert. Indessen, man spürt trotzdem, daß es nun ans Abschiednehmen geht, und im Jahre 1849 ist alles zu Ende. Mit Kinkel schon vorher; in Briefen an Hermann Schauenburg (Nr. 217 und 224) hat er mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns ihn völlig fallen lassen. Als Kinkel, viele Jahre später, 1866 nach Zürich kam und dort bis zu seinem Tode blieb, hat sich keine Gemeinschaft mehr ergeben. Mit Geibel und besonders mit Paul Heyse hat der freundschaftliche Verkehr länger gedauert; aber er setzte auch später ein, und er trägt einen ausgesprochen männlichen Charakter.

Von seinem gelehrten Treiben ist auch im vorliegenden Bande wenig genug die Rede; doch diese eigensinnige Reserve ist uns ja vertraut, sie überrascht uns nicht. Gerade diese Jahre sind bis zum Rande angefüllt mit eigenster Forschung; und daß sie sich, was die Handhabung der Mittel betrifft, durchaus im Rahmen des Gewohnten hält, versteht sich von selbst: die oben erwähnte Leistung für W. Henzen zeichnet sich durch dieselbe Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt aus, die schon seine Gymnasiastenarbeit für H. Schreiber erfüllt hat. Und noch die «Kunst der Renaissance» wurzelt in diesem Boden. Ein Jammer, daß die gesamten Briefe an Franz Kugler — gerettet hat sich nur ein einziger, vom 5. August 1857, mit dem erforderlichen Schwergewicht — vernichtet werden mußten, wiederum nach dem Willen des Verfassers; darüber ist nun nicht zu rechten. Dagegen wird jetzt freilich klar, daß sich die künftige Laufbahn andere Wege vorbehalten hat. Bezeichnend ein Ausspruch wie der über seinen Constantin (Nr. 264): «Das Urteil von Lasaulx hat mich natürlich sehr interessiert. Für Leute wie Er habe ich freilich nicht geschrieben, denn wer wollte über dieser Erudition aufkommen?... Hätte ich einen Constantin für die Gelehrten geschrieben, so hätte ich keinen Verleger gefunden und kein Honorar bekommen; ich hätte tausend Details, die noch nie oder unzugänglich in deutscher Sprache gesagt worden sind, ungesagt lassen müssen. Glauben Sie mir, ich wußte ehe ich das Buch anfing, daß die ‚Männer der Wissenschaft' es nie anerkennen würden.» Wie er über diese, die Viri doctissimi, gedacht hat, das findet dann erst in der Korrespondenz späterer Jahre seinen Ausdruck. Aber daß die Archäologen «die gräulichsten Philister» seien, hat er schon damals nicht verschwiegen; «sie können aber nichts machen, was nicht styllos und jämmerlich herauskäme» (17. April 1847). Wahr ist, daß er niemals an Versammlungen von Fachgelehrten teilgenommen hat, und daß er von ihnen nichts hat wissen wollen. Wer nicht wirklich schreiben konnte, den ließ er liegen.

Aber der Dichtung sagt Jacob Burckhardt nun Valet. Wir kennen noch aus seinen Altersjahren ulkige Verse, die ihm gelegentlich in die Feder geflossen sind, viele sind es nicht. Indessen an die Lyrik, die ihn einst so leicht und feurig beschwingt hat, legt er nun die letzte Hand. In diesem Jahrzehnt sind die beiden Gedichtbände herausgekommen, anonym, und den einen ließ er alsbald wieder verschwinden; und über seine poetische Begabung schwieg er sich sonst beharrlich aus. Das Verlagsangebot von R. L. Decker in Berlin, der seine Dichtungen drucken lassen wollte, hat er dankend abgelehnt, wenigstens «vor der Hand» (Nr. 233, im Jahre 1850); aber es ist denn auch nichts mehr hinzugekommen. Doch dem Tun der anderen hat er interessiert, auf alle Fälle geduldig zugehört. So ist es der guten Louise Leuzinger ergangen, der er nur freundlichst zu einer leichteren Tonart rät (Nr. 227). Viel ernsthafter und ertragreicher ist sein Verhalten zu der Basler Dichterin Emma Brenner-Kron, der in den Jahren 1852 bis 1855 nicht weniger als elf, zum Teil sehr umfangreiche Schreiben gewidmet sind. Die kennen wir zwar längst, der gesamte Briefwechsel der beiden ist schon im Jahre 1925 als Sonderpublikation erschienen. Und dennoch ist man dankbar dafür, daß uns das Ganze auch hier nochmals im Wortlaut vorgelegt wird. Denn erst jetzt, wo diese breitangelegte Korrespondenz mit ihrer sehr ins einzelne gehenden Beratung und Kritik in das übervolle Pensum eines so stark in Anspruch genommenen Universitäts- und Gymnasiallehrers eingerückt erscheint, wird man diese ganz ungewöhnliche Form geistiger Hilfelei-

stung nach ihrem vollen Werte einzuschätzen wissen.

Das gleiche trifft im Hinblick auf den zweiten Träger dieses Familiennamens zu, auf den einstigen Hörer und Philologiestudenten Albert Brenner, Poeten, Satyriker und Philosophen; denn auch die Briefe an ihn sind längst Gemeingut geworden, in einer Sonderausgabe sogar für die Basler Studentenschaft bestimmt. Fast fühlt man sich versucht, an Hand der Bildnisse, die vom Verlag in dankenswerter Weise dem Bande beigefügt worden sind, ein kleines psychologisches Studium anzustellen, und das fällt nicht durchweg zu Gunsten der Dargestellten aus. Die Art, wie Zeit und Denken eines viel zu Gütigen hier ausgenutzt worden sind, geht über die Erfordernisse irrenden Suchens weit hinaus. Indessen, für B. ist dieses Experiment, sein menschliches Gegenüber anzupacken und es nun wirklich zu führen, in hohem Grade bezeichnend, und so hat er auch seine Aufgabe als Lehrer allezeit verstanden: weit mehr als die Anleitung zum Sammeln und Wissen hat ihn das Ethische seiner Pflicht beeindruckt, der sittliche Einfluß auf den Schüler. Das ist hier in einer seltsam eindringlichen, ans Herz greifenden Weise geschehen, die jeden Widerspruch zum Schweigen bringen muß. Schärfer ist mit dem Hochmut eingebildeter Jugend kaum jemals ins Gericht gegangen worden als in diesem, trotz aller fühlbaren, mit überlegener Sicherheit zur Sprache gebrachten spöttischen Zurechtweisung, doch wieder freundschaftlich beruhigendem und ermutigendem Wort. Werner Kaegi hat hierzu bemerkt (a. O. S. 640): «Als er diese Briefe (die alle aus Zürich stammen) schrieb, fühlte er sich im vollen Gegensatz zum Laufe der Zeit. Zwar mochten im engeren Kreis des Polytechnikums manche Gegensätze versöhnt erscheinen; für B.s Grundgefühl blieb die Spannung seines eigenen Daseins zum Geist des Jahrhunderts so scharf wie nur je... B. fühlte sich als Unzeitgemäßer und war entschlossen es zu bleiben. ‚Irgendeinen Zweig der höchsten Bildungsinteressen mit vorzüglicher Beziehung auf das Schöne' suchte er dem jungen Brenner als Lebensaufgabe lieb zu machen. Er selbst, der seit langem der selben Sache diente, konnte auf die Dauer seinen Standort nicht dort behalten, wo die Pflege dieser höchsten Bildungsinteressen nur Nebensache war. Es zog ihn zurück in eine eigentliche Bildungsanstalt, wo die Anliegen des Geistes um ihrer selbst willen und an erster Stelle gepflegt wurden.» Es zog ihn zurück nach Basel, dort gehörte er hin. Und im vorliegenden Briefband ist diese Überzeugung auch der Grundgedanke, der immer deutlicher sich durchsetzt, bis er wirklich zum Austrag kommt.

Arnold von Salis

---

[1]) Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe, mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Dritter Band: Erster Aufenthalt in Rom, Arbeiten in Berlin im Auftrage Kuglers. Zweiter Aufenthalt in Rom, Extraordinariat in Basel. Das Italienjahr des «Cicerone», Professur am Polytechnikum in Zürich. April 1846 bis März 1858. Benno Schwabe & Co., Basel 1955. — Über die beiden ersten Bände (1949 und 1952) siehe diese Zeitschrift Augustnummer 1953, S. 315—317.

Oskar Kokoschka: Spur im Treibsand

Spur im Treibsand nennt Kokoschka — der große Maler war von jeher auch Dichter — seine Erzählungen, die ihm selbst sagenhaft gewordene Erinnerungen und Phantasien in einer überaus künstlerischen Form zusammenschließen[1]). Wenn der Autor immer selbst als Erzähler auftritt, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Erlebnisse, welche er schildert, dichterische Erlebnisse sind, welche wohl auf eine Spur im Treibsand seines Lebens hinweisen, aber umhüllt von einer Wolke phantastischer und eigenwilliger Einfälle seines bildschöpferischen Geistes.

Die erste Erzählung *Geschichte der Tochter Virginia* handelt von der Hungerphantasie zweier Freunde, von welchen der eine in der Gestalt des Autors, der andere in derjenigen eines erblindeten Schauspielers erscheint. Sie malen sich in ihrem Elend eine geliebte Tochter aus, an deren Schicksal und Irrwegen sie leidenschaftlichen Anteil nehmen, bis sie sich entzweien, als eine dem Mädchen zugedachte

Schildkröte durch den Knall eines Schusses ums Leben gebracht wird.

Die zweite Erzählung, *Jessika*, spricht von den phantastischen Erlebnissen des Autors im ersten Weltkrieg, auch von seiner Verwundung, Todesnähe und Rettung, umrahmt von zahlreichen sprunghaften Einfällen. Vor allem ist es die Geschichte eines polnischen Judenmädchens, das von seinem Vater, einem Gemeindeschreiber, mit dem sterbenden Bräutigam, einem halbblinden Uhrmacherlehrling und Dichter, getraut wird und in den Nachkriegsjahren mit ihrem Buben in das verwilderte Berlin verschlagen wird, wo sie ihr armseliges Leben als Prostituierte fristet, um später verhaftet und wieder befreit zu werden und als rote Rachegöttin in einem Straßenkampf erschossen zu werden. Der inzwischen in eine Besserungsanstalt verbrachte Knabe verübt Selbstmord, als er den Tod seiner Mutter erfährt.

Die weiteren Erzählungen erscheinen in der Form von *Reisebriefen*. Sie folgen den Spuren des Autors zunächst nach Stockholm, in welcher Stadt noch während des Krieges Gerede von einer Friedenskonferenz umgeht, das drei naive, gutgläubige «Weise aus dem Morgenland» anlockt, die alsbald schmerzlich von ihren Illusionen geheilt werden.

Andere Briefe stammen aus Dresden und geben ein erschütterndes Bild von dem damaligen Nachkriegselend mit seinem wirtschaftlichen und moralischen Chaos, einer Art apokalyptischen Stimmung des Weltuntergangs mit dem Verlust der Menschenwürde, die den Künstler zeitweise des Lebens und der Menschen überdrüssig macht. So gelangt er zu der bizarren Idee, sich eine lebensgroße Puppe weiblichen Geschlechts zur Gefährtin zu bestimmen. Zur Heilung seines kranken Gemütes trägt dann die so zartfühlende Naivität und hingebende Selbstlosigkeit der kleinen Kammerzofe Hulda, genannt Reserl, bei, von welcher es heißt: «Ihr lag das Dienen im Wesen wie der Eidechse das geschäftige Hin- und Vorbeihuschen, dem Bach das sanfte Lispeln der Wellen oder dem Feuer das Erröten in der Nacht.» «Charitas war die Gabe, die Reserl besaß... Charitas ist die Gabe, die jemand plötzlich wie eine Sendung fühlt, den sauer werdenden Wein der Liebe in die Höhenluft zu tragen, wo er seine Güte wieder gewinnt.»

Dann beginnt eine an Abenteuern, farbenprächtigen Eindrücken und tollen Einfällen reiche Fahrt, zunächst nach Aigues-Mortes und den Saintes-Maries-de-la-Mer zu den alljährlich dorthin pilgernden wilden Zigeunerscharen, dann weiter nach dem Orient, Askalon, Jerusalem und zu den Ausgrabungen der alten Stadtmauern von Jericho, welche der Überlieferung nach durch den Schall der Posaunen der alten Juden eingestürzt sein sollen. Zu dieser Deutung des sagenhaften Geschehens läßt der Autor seine eigene Phantasie spielen. Dort findet auch die Begegnung mit einem wilden Nomadenmädchen statt, dessen primitives Wesen mit seiner Sinnlichkeit und gleichzeitigen Verachtung für die «weißen Teufel» das einstige Sein dieser versunkenen Welt mit der zeitlosen Gegenwart verbindet.

Ganz besonders reizvoll ist die Geschichte eines schönen Judenmädchens auf der Insel Djerbas, das der Künstler zu malen wünscht und welches ihm nach langem Suchen endlich zugeführt wird, um wieder zu verschwinden, nachdem der Künstler in verliebter Verwirrung ausgerufen hat: «Oh, Deine Augen!» Der Eindruck dieser Schönheit läßt ihn nicht mehr los, und schließlich wendet er sich an einen Zauberdoktor, dem es gelingt, das Mädchen nachtwandelnd, mit geschlossenen Augen und leidendem Gesicht wieder vor ihm erscheinen zu lassen, worauf die Illusion zerstört wird und das Mädchen selbst gänzlich verstört flieht.

Zwischenhinein ist die Rede von einer phönizischen Münze, welche auf der einen Seite ein Pferd und auf der anderen eine Pflanze darstellt. Es schließt sich daran eine geistvolle Betrachtung über die Bedeutung dieser zwei Figuren an: Roß und Reiter bildeten einst eine Einheit, besonders im römischen Reiche, welches der Welt das römische Recht brachte und in dem das Individuum dominierte. «Reitet man nicht selber, sondern setzt man den Staat aufs hohe Roß, kommt der Bürger auf den Hund.» Die Pflanze wird als eine Art Alge aufgefaßt, aus welcher die Phönizier die rote Farbe, «die Lebensfarbe», herstellten.

Die letzte, längere Erzählung, *Ostern auf Zypern*, ist eine höchst abenteuerliche Geschichte. Der beständig mehr oder weniger verliebte Passagier des Schiffes, das an der Insel anlegt, flüchtet sich aufs Land, um einem lästigen Reisegefährten zu entgehen und gerät dort in allerlei gefährliche Situationen, wie zum Beispiel von einem jungen Burschen ins Meer geworfen zu werden und endlich auf einer

Autobusfahrt als gefährlicher Verräter bedroht zu werden, wobei er sich am Steuer des Wagens festhaltend ins Freie flüchtet und den Wagen mit seinen sämtlichen Fahrgästen in einen Abgrund befördert. Eingeflochten in diese unheimliche Geschichte ist die Erinnerung an eine in Stockholm beginnende und in Frankreich endende zarte Liebesgeschichte mit einem jungen finnischen Mädchen, «Fräulein Schneegeruch» genannt, «weil ihr Atem wie frisch gefallener Schnee duftete», und welcher er einen unfreundlichen Abschiedsbrief geschrieben hatte, auf dessen Beantwortung er immer noch sehnlichst wartet.

Diese kurze Inhaltsangabe vermag nur einen kleinen Begriff zu geben von der sprühenden Phantasie des Autors, von seinen geistreichen Einfällen und Gedankensprüngen, die in einer funkelnd dahinfließenden Sprache erzählt werden. Der Autor erweist sich auch in dieser Prosa als der große Künstler, dem sich auch die Worte zu lebendigen Bildern formen.

Walter von Wyß

---

[1]) Atlantis-Verlag, Zürich 1956.

Carlo Antoni et l'historicisme de Croce

Carlo Antoni, qui enseigne la philosophie à l'Université de Rome, est un homme aux intérêts culturels divers, un historien des idées, un sociologue en même temps qu'un philosophe. A l'opposé de ceux qui prétendaient, en Italie, dépasser Croce avant même de l'avoir pleinement compris, il a repensé les théories du maître et s'affirme aujourd'hui comme son continuateur le plus autorisé.

En 1953, la revue *Rassegna di Filosofia*, qu'il dirige en collaboration avec Bruno Nardi et Ugo Spirito, a publié quelques unes des lettres que lui avait adressées Croce au cours des années précédentes. Elles témoignent de l'intérêt que le philosophe octogénaire portait aux préoccupations d'Antoni sur des problèmes qu'il avait résolus d'une manière dont ses derniers travaux montrent qu'elle ne le satisfaisait pas lui-même complètement. C'est dire l'importance de l'ouvrage publié sous le titre modeste de *Commento a Croce*[1]).

A l'origine, il s'agissait bien d'articles et d'essais destinés à éclairer et à illustrer certains aspects de la philosophie crocéenne. Mais ce matériel fut ensuite approfondi et coordonné. Il devint ainsi quelque chose de plus et de mieux qu'un simple commentaire: une étude soucieuse de développer certains éléments de cette philosophie dans un sens qui nécessite une modification de la structure générale du système.

Le livre débute par des considérations générales sur la pensée de Croce dans le contexte de la culture européenne. Aucun Italien depuis trois siècles, depuis Galilée, n'a exercé une telle influence. Les raisons de ce rayonnement exceptionnel, l'auteur les voit dans l'enracinement de Croce à la meilleure tradition culturelle de l'Italie, caractérisée à ses yeux par une sensibilité particulière à la diversité des activités humaines. De cette sensibilité particulière, selon lui, procède la «découverte de l'homme et du monde» attribuée par Burckhardt à l'Italie de la Renaissance, qui diffère des précédentes «renaissances» médiévales par son sens de la valeur positive des diverses activités humaines, et par le souci de leur harmonie éprouvé comme un idéal moral. Après Machiavel, qui éclaire dans son caractère autonome l'activité politique, il appartiendra à Galilée de distinguer le domaine des sciences de celui de la théologie et de la métaphysique et, plus tard, à Vico de reconnaître à la poésie, saisie dans son jaillissement et sa fraîcheur originaire, une activité de l'esprit distincte de l'intelligence. Dans cette tradition, selon Antoni, s'inscrit l'œuvre de Croce, qui élève à la dignité de tâche et de méthode philosophiques le problème de l'unité-distinction. On sait que la doctrine de Croce, en effet, vise à justifier dans leur autonomie relative les formes ou catégories de la vie spirituelle (art, pensée, praxis et morale), et conséquemment de l'histoire qu'elles engendrent. C'est donc par ce biais traditionnel de la distinction que la pensée italienne est rentrée dans le cercle de la culture européenne, lui apportant une contribution que les autres nations, estime Antoni, ne se trouvaient pas en mesure de lui donner.

L'auteur retrace les vicissitudes de cette culture européenne depuis le moment où l'épistémologie révéla le caractère utilitaire des notions et des lois propres aux sciences physiques et mathématiques. Un bref examen de ce qui s'est passé dans les

autres pays, surtout en France et en Allemagne, le conduit à affirmer que la philosophie de Croce, dans le climat de crise ainsi créé, représente la réaction la plus profonde et humaine à la fois. Cela par ce qu'elle offre une digue à l'irruption des forces irrationnelles, sans pour autant rejeter la pensée dans le cadre désormais trop étroit de l'intellectualisme classique.

Antoni pense qu'un devoir culturel urgent s'impose aujourd'hui de soumettre à un nouvel examen critique la conception dialectique de l'histoire, dont le prestige a survécu au discrédit jeté sur les conclusions hégéliennes. La classique «Raison d'Etat» lui paraît bien modeste à côté de la moderne «Religion de l'Histoire», qui confère au monde contemporain certains aspects impitoyables. S'interrogeant sur le degré de certitude que comporte l'interprétation de l'histoire, Antoni se demande s'il est assuré au point que la conscience individuelle soit libérée de la responsabilité du choix, de la décision. Ce souci l'incite à comparer la dialectique hégélienne et sa notion de la *List der Vernunft* avec l'historicisme crocéen, et ce dernier avec les formes que cette orientation de pensée a revêtues en Allemagne dès la seconde moitié du siècle dernier. Il attribue à la doctrine de Croce l'avantage de sauvegarder l'identité du devenir humain sans lui infliger le carcan d'un développement dialectique à la façon hégélienne; et sans tomdans l'écueil qu'il reproche à l'historicisme allemand contemporain: historiciser les catégories elles-mêmes. L'absolu, chez Croce, est présent comme «ouverture incommensurable», comme source inépuisable de l'activité et de la liberté créatrices chez l'homme. Un tel humanisme a le mérite de restaurer l'absolu là où il est effectivement agissant: au cœur de l'activité spirituelle, qui en reçoit sa valeur et son caractère positif. La pensée a pour objet la connaissance des faits historiques concrets, et l'union dialectique concrète du fini et de l'infini élimine tout dualisme. La position de Croce dépasse à la fois celle d'une théologie qui prétendrait appréhender Dieu sans le monde, et celle d'une anthropologie qui voudrait s'en tenir à l'homme exclusivement, détaché de ses sources.

Pourtant, cet historicisme crocéen, s'il est considéré par l'auteur comme le seul humanisme pleinement fondé, lui cause une gêne en raison de ce qui lui apparaît comme un paradoxe. D'une part, il implique l'admission de l'esprit universel comme sujet de l'histoire, vivant dans les individus qui font cette histoire, ce qui équivaut à reconnaître la personne humaine comme le véritable centre des valeurs qui s'affrontent en elle; d'autre part, il réduit l'individualité, dans le meilleur des cas, à la vitalité manifestée par les affections, les besoins et les impulsions, il ne voit en elle qu'une sorte de nature inférieure et éphémère, qu'un simple instrument de l'esprit créateur universel.

Les oscillations de Croce à propos de l'existence individuelle reflètent, selon Antoni, l'ambiguïté que revêt chez lui la notion d'esprit, envisagé tantôt comme universalité formelle, tantôt comme *Weltgeist*, sans que l'on puisse, dans un cas comme dans l'autre, comprendre vraiment le rôle de l'individu dans son articulation avec l'universel. La raison de cette ambiguïté, il l'attribue au fait que Croce, absorbé dans sa lutte contre le naturalisme et le positivisme, a sacrifié au profit de l'Esprit unique et universel le centre nécessaire de l'activité humaine.

La critique d'Antoni s'engage ici dans une voie dont l'exigence était déjà marquée. Il suffirait de rappeler les doutes soulevés par la doctrine chez des hommes aussi différents par ailleurs qu'Adriano Tilgher, le R. P. Chiocchetti, Guido de Ruggiero, Guido Calogero, Enzo Paci... pour ne citer qu'eux. La solution d'Antoni consiste à introduire dans la philosophie de Croce un élément qui n'y figure nulle part, mais sur lequel l'actualisme de Gentile a constamment insisté: l'*ego*, l'individualité capable de dire *je*, en tant que centre nécessaire de l'activité spirituelle, de la créativité humaine, de la liberté.

Ce centre permet seul le *jugement historique*, par quoi s'exprime le rapport entre l'éternité du prédicat et la temporalité du sujet; rapport à jamais mystérieux, car il est impossible de transcender l'acte de la pensée elle-même. Ce mystère fondamental alimente la perpétuelle inquiétude de l'homme; il confère à l'histoire humaine son mouvement et sa signification. Une histoire qui est celle de la liberté et de la responsabilité, car les hommes ne sont pas, comme le pensait Croce, les simples instruments de l'Esprit universel, mais les artisans de leur destin et du monde. Antoni estime que Croce a eu le tort d'admettre que l'esprit de l'humanité se traduit dans les œuvres par l'intermédiaire de l'individu, et que le génie n'est pas celui de tel individu mais de l'humanité tout entière. Les seules œuvres que le philosophe napo-

litain concède aux hommes comme tels sont celles qui ressortissent à l'activité économique. Or, une telle solution réintroduit en fait un nouveau dualisme, en ce qu'elle situe à deux niveaux différents les catégories de l'esprit, en superposant les trois catégories universelles (le Beau, le Vrai, le Bien) à la catégorie de l'individualité, liée à l'Utile. A défaut d'un véritable joint entre ces deux plans, l'unité de l'esprit s'en trouve à nouveau brisée.

Contre l'identification de la vitalité et de l'individualité, Antoni oppose que la vitalité est elle aussi une catégorie investie d'une valeur universelle. Cette valeur se manifeste par ces individus qui possèdent précisément une vitalité exceptionnelle, et que l'on admire pour cela. Une force créatrice immense engendre sans cesse les individus, et leur valeur est de représenter, d'une manière éphémère mais unique, la vie universelle. Le devoir de la vitalité est de promouvoir et de défendre ce don de l'universel. Mais ce devoir chez l'homme, avec l'apparition de la conscience morale, se trouve dépassé par celui de promouvoir et de défendre les valeurs qui surgissent liées à la conscience directe de l'universel. L'impératif de l'amour se heurte alors à celui de la vitalité. Rien ne saurait apaiser ce conflit. Antoni pense que le mal n'est pas simplement, comme le croyait Croce, le moment économique vu du haut de la moralité, mais qu'il est inséparable de l'activité morale elle-même. C'est à tort que Croce a pensé que le drame se trouvait résolu par le fait d'admettre la vitalité comme la condition nécessaire de la vie de l'esprit.

La réforme proposée par Antoni ne puet être ici qu'effleurée, alors qu'il conviendrait de la discuter. Quel qu'en soit l'intérêt, on peut douter qu'elle convainque entièrement.

Nul ne peut contester que les théories de Croce, par le sens et le goût du concret qui les caractérisent, par la diversité des problèmes culturels qu'elles ont revivifiés, ont constitué pour la culture occidentale un ferment très actif. Mais ce rôle de levain est désormais acquis.

En tant que doctrine systématique, en revanche, par une sorte de contre-partie négative à ses bienfaits, cette philosophie a pesé sur la culture italienne par un dogmatisme trop accusé. Sous cet aspect, des interrogations subsistent, notamment en ce qui concerne sa manière de résoudre le problème de la nature, et même celui du rôle des sciences dans l'histoire humaine.

Suffit-il alors d'introduire, dans le schéma général du système, cet *ego* dont Antoni a raison de déplorer l'absence chez Croce ?

Il reste que voilà un livre solide, fortement pensé, riche en aperçus historiques féconds, qui représente certainement une contribution très importante de ce qu'on pourrait appeler, par une sorte de réminiscence hégélienne, l'orthodoxie crocéenne en Italie.

Fernand-Lucien Mueller

---

[1]) Commento a Croce, Biblioteca di Cultura, Neri Pozza Editeur, Venise.

Gedenkrede für Stresemann

Die jetzt im Druck vorliegende Gedenkrede von *Martin Göhring*, Professor am Institut für Europäische Geschichte in Mainz, wurde am 8. Juli 1956 aus Anlaß der Wiedererrichtung des Stresemann-Ehrenmals in Mainz gehalten[1]). Die Ansprache aus diesem Anlaß verdient volle Anerkennung. Mit echtem Schwung wird Gustav Stresemann dargestellt, an dessen Persönlichkeit in prägnantester Form die geschichtliche Aufgabe der Weimarer Republik und die seelische Kraft der leitenden Deutschen jener Zeit in Erscheinung tritt. Die vielen, durchweg glücklich ausgewählten Zitate von eigenen Worten Stresemanns bringen dem Leser den Menschen und Staatsmann besonders nahe. Daß bei dem Stresemann zugewandten Inhalt der Gedenkrede andere beachtliche Persönlichkeiten der Weimarer Zeit, Deutsche und sonstige Europäer, vielfach im Schatten bleiben (darunter auch der Verfasser dieser wenigen Zeilen), entspricht dem Zweck der Rede als Teil einer Stresemann-Gedenkfeier und beeinträchtigt keineswegs ihren geschichtlichen Wert.

Die Gedenkrede wie auch ihre Veröffentlichung sind erfreuliche Schritte auf dem Wege, endlich wieder die geschichtliche Zielsetzung der Weimarer Republik und ihre Leistungen auch gerade im europäischen Rahmen in gerechte historische Beleuchtung zu rücken. Die zeitweilig ver-

breiteten, wenn auch nicht in die Literatur eingegangenen Versuche, der Weimarer Republik die Entstehung der Hitlerzeit aufzulasten, finden ihre Widerlegung durch schlichte Wiedergabe der Tatsachen auch im Flusse dieser Göhringschen Rede. Zu begrüßen ist, daß Göhring sich in einer Anmerkung gegen die Äußerungen wendet, die vor einiger Zeit gegen das Europäertum Stresemanns und gegen gewisse Züge seiner deutschen Politik aufgetaucht sind. Es ist dankenswert, wenn namentlich von wissenschaftlicher Seite jede Gelegenheit benutzt wird, um vereinzelte Bemerkungen dieser Art kräftiglich zurückzuweisen.

Sehr zu unterstützen ist der am Schluß des gesamten Druckes geäußerte Wunsch nach einer Stresemann-Biographie, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen würde.

Hans Luther

---

[1]) Verlag Franz Steiner, Wiesbaden 1956.

Neue Amerikabücher

Das Problem Amerika ist ein unerschöpfliches Thema und gibt zu immer neuen Publikationen Anlaß. Amerika kennen zu lernen und sich über das europäisch-amerikanische Verhältnis Klarheit zu verschaffen ist in der Tat ein dringliches Bedürfnis unserer Zeit. Je mehr die westliche Zivilisation bedroht wird, desto bedeutsamer wird das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Ergänzung Europas und Amerikas. Die drei im folgenden besprochenen Bücher sind bei aller Verschiedenheit des Umfangs und der Standpunkte trefflich geeignet, die Kenntnis Amerikas in Europa zu verbreiten und zu vertiefen.

Lorenz Stuckis Buch *Im Greyhound durch Amerika* kann ohne Zögern zu den besten Amerikabüchern der letzten Jahre gezählt werden[1]). Der Titel läßt vermuten, es handle sich um eine Reisebeschreibung. Tatsächlich ist aber vom Reisen und auch vom Greyhound — dem amerikanischen Überlandautobus — kaum die Rede. Das Buch gibt etwas anderes und wesentlich mehr als sein Titel verspricht. Jedes Kapitel greift eine typische Erscheinung oder ein typisches Problem Amerikas heraus. Teilweise sind es bestimmte Städte oder Gegenden, teilweise allgemeine Gegenwartsprobleme, die zur Darstellung kommen. Stets wird mit großer Klarheit das Wesentliche hervorgehoben. Höchst bemerkenswert ist z. B., was Stucki über die viel diskutierten Probleme Kultur, Technik, Rassendiskriminierung, Human Relations in Betrieben und Kindererziehung schreibt. Es geht ihm nicht darum, ein Urteil zu fällen oder eine bestimmte These zu vertreten, sondern er ist einfach bestrebt, ein möglichst klares Bild des heutigen Amerika zu geben.

Im Kapitel «Reader's Digest und die Kultur», das hier zur Verdeutlichung herausgegriffen sei, erzählt Stucki die phantastische Geschichte jener Zeitschrift, die von vielen als ein Symbol der Vermassung, der Oberflächlichkeit und des Halbwissens betrachtet wird. Er stellt hierauf die grundsätzliche Frage, ob Bildung und Kultur für das Volk und die Masse da seien. Als Antwort konfrontiert er die europäische und die amerikanische Kulturauffassung miteinander. Die europäische Kultur beschreibt er als eine aristokratische Kultur. Sie setzt eine Rangordnung der verschiedenen Bevölkerungsschichten voraus. Nur eine in sich geschlossene Oberschicht ist der eigentliche Träger der Kultur. In Amerika dagegen gibt es keine besondere Kulturschicht. Kultur ist vielmehr Gemeinbesitz. Sie ist nicht um der Kultur, sondern um des Volkes willen da. Klassische Musik auf Langspielplatten und Klassiker der Literatur werden in Massenauflagen zu billigen Preisen verkauft. Die Amerikaner glauben auch, daß jeder Mensch schöpferisch ist. Die meisten von ihnen betätigen sich in ihrer Freizeit auf irgend eine Weise «formerisch». Dem Europäer fällt es auf, daß in Amerika nur wenige Städte ständige Theater haben. Es entgeht ihm aber, «daß in Amerika das Theater keine in ein Stadttheater eingesperrte Institution ist, sondern auf dilettantischer Ebene in zahllosen kleinen Gemeinschaften betrieben wird». Stucki schließt den Vergleich mit folgenden Worten: «Popularisierung der Kultur im 20. Jahrhundert ist ein Experiment. Es ist nicht bewiesen, daß es schlecht ausgehen muß. Und einen andern Weg gibt es, im Zeitalter der Demokratie, nicht mehr.»

Es ist erstaunlich, wie Stucki mit wenigen Strichen das Typische der amerikani-

schen Auffassungen zu zeichnen vermag. In der Einleitung weist er auf eine wichtige Voraussetzung dieser Fähigkeit hin. Sein Besuch in Amerika war weder zu kurz noch zu lang. Bei einem zu kurzen Besuch sind die Eindrücke zufällig, bei einem zu langen Besuch dagegen bemerkt man das Bemerkenswerte nicht mehr. An diesen Hinweis wird man erinnert, wenn man das kleine Buch des bekannten Hamburger Theologen *Helmut Thielicke*, *In Amerika ist alles anders*, zur Hand nimmt[2]). Thielicke will kein abgerundetes Bild der Vereinigten Staaten geben, sondern legt den ersten Eindruck nieder, der sich ihm anläßlich einer Reise nach Amerika als Gastprofessor im Frühjahr 1956 einprägte. In Thielickes Ausführungen findet man tatsächlich viele jener Empfindungen wieder, die der Europäer beim erstmaligen Kontakt mit Amerika verspürt. Darin liegt der Wert und auch die Einseitigkeit des Büchleins. Wertvoll ist es, weil, wie der Autor selbst erwähnt, der erste Eindruck einmalig und unwiederholbar ist und von besonderer Fruchtbarkeit sein kann. Einseitig ist es aber, weil der Verfasser aus einzelnen und zufälligen Beobachtungen oft allgemeingültige Schlüsse ziehen zu können glaubt.

Thielicke spricht zweifellos für viele europäische Intellektuelle, wenn er schreibt, er habe sich früher vor Amerika im Grunde gefürchtet. «Früheren Amerika-Einladungen wich ich geradezu aus: nicht weil ich die Amerikaner gefürchtet hätte, sondern weil ich in den Amerikanern unsere eigene Zukunft fürchtete, die sie ja nur vorwegnehmen.» Seine Ausführungen über Amerika sind freundlich und kritisch zugleich. Trefflich ist, wie er die Gegenwärtigkeit und Unmittelbarkeit des amerikanischen Lebens und den Umgang von Mensch zu Mensch in Amerika beschreibt. Hier kommen die persönlichen Eindrücke am stärksten zum Ausdruck. In den Belangen des menschlichen Kontaktes erscheint es auch wirklich sinnvoll, erste Eindrücke festzuhalten. Weniger zu befriedigen vermögen dagegen die Gedanken zum Thema Psychoanalyse. Der Verfasser stützt sich hier nicht so sehr auf eigene Beobachtungen, sondern eher auf Angaben aus zweiter Hand, die allzu zufällig und teilweise außergewöhnlich erscheinen, um ein ausgeglichenes Urteil zu ermöglichen.

André Siegfrieds Buch *U. S. A., Aufstieg zur Weltmacht*, kann zu den Klassikern der Amerikaliteratur gereiht werden[3]). Es folgt der großen Tradition der Werke von Tocqueville und Bryce. Das Buch ist eine vollständig neue Fassung eines bereits im Jahre 1927 veröffentlichten Werkes. In sechs Teilen behandelt es Geographie, Demographie, Volkswirtschaft, soziales Milieu, Politik und Auslandsbeziehungen. Mit seiner erstaunlichen Darstellungsgabe vermag Siegfried dabei wissenschaftliche Darlegungen zur spannenden Lektüre zu machen. Es wäre unmöglich, hier von der Fülle des in diesem Buche Gebotenen ein adäquates Bild zu vermitteln. Nur auf zwei Probleme sei hingewiesen, denen der Verfasser sein besonderes Interesse schenkt und auf die man bei der Lektüre verschiedentlich stößt. Das eine ist die große Depression, das wichtigste Geschehnis seit dem Erscheinen der ersten Fassung des Buches. Siegfried betrachtet es als das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Vereinigten Staaten seit dem Sezessionskrieg. Es hat im amerikanischen Volk einen tieferen Eindruck hinterlassen als die zwei Weltkriege. In fast allen Kapiteln des Buches werden die Auswirkungen der großen Krise untersucht, Auswirkungen auf die Wirtschaft, die Politik, die Psychologie und das soziale Milieu. Die Depression beendigte die seit dem 19. Jahrhundert anhaltende Stimmung der Euphorie. Wenn seit dem 2. Weltkrieg die Psychologie des Wohlstandes wieder zurückgekehrt ist, so ist die Erinnerung an die große Depression doch allgegenwärtig geblieben und läßt nicht mehr den gleich naiven Sicherheitsglauben aufkommen wie ehedem.

Ein zweites Problem, das den Verfasser stark beschäftigt, ist das Verhältnis der amerikanischen Zivilisation zur europäischen. Diesem Problem hat er auch ein besonderes Schlußkapitel über «Die Vereinigten Staaten und die westliche Zivilisation» gewidmet. Es liegt nahe, seine Ausführungen denjenigen Stuckis gegenüberzustellen. Siegfried legt an die amerikanische Kultur nicht amerikanische, sondern europäische und besonders französische Maßstäbe. Dies führt zu einer eher resignierten Betrachtung. Er betont zwar, daß die amerikanische Zivilisation, wie die europäische, von der christlichen Tradition und dem demokratischen Humanismus der Aufklärung abhängt, bedauert jedoch, daß Amerika einen wesentlichen Teil der europäischen Kultur, nämlich die griechisch-lateinische Tradition, nicht übernommen hat, sondern sich eher die auf Wirkungskraft gehende Haltung

der Angelsachsen und die deutsche Ehrfurcht vor Methode und Sachlichkeit zu eigen machte. Die Wissenschaft hat sich mehr nach der technischen als nach der kontemplativen Seite entwickelt, und das Ideal des Menschen ist eher das eines handelnden als das eines denkenden Wesens. Die amerikanische Zivilisation wird zwar immer eine westliche bleiben, aber sie wird keine europäische mehr sein. Die Amerikaner mögen der neuen Entwicklung mit Optimismus entgegensehen, Siegfried denkt mit Melancholie an den Vers Corneilles: «Es endet ein großes Geschick, ein großes Schicksal hebt an.»

Dietrich Schindler

---

[1]) Alfred Scherz Verlag, Bern 1955. [2]) Furche-Verlag, Hamburg 1956 (Furche-Bücherei Nr. 137). [3]) Orell Füßli Verlag, Zürich 1955.

MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. oec. publ. Peter Aebi, Sekretär des Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, Zollikon, Sonnenfeldstraße 30.

Frau Andrée Aeschlimann-Rochat, Mailand, Via Sandro Sandri 1.

Armeegeneral M.-E. Béthouart, ehemaliger Hochkommissär in Österreich, Paris, Place du Palais-Bourbon 3.

Dr. phil. Andres Briner, Professor am Music Department der Universität von Pennsylvania, Philadelphia 4, Spruce 36th Street.

Dr. oec. publ. Ernst Geyer, Sekretär des Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, Kilchberg (Zch.), Paradiesstraße 45.

Prof. Dr. Max Huber, Zürich 8, Mühlebachstraße 85.

Dr. iur. Hans Luther, Deutscher Reichskanzler a. D., Düsseldorf, Sternstraße 78.

Dr. Fernand-Lucien Mueller, Privatdozent für Philosophie an der Universität Genf, Genf, Grand-Rue 28.

Dr. phil. Albert Münst, Zürich 7/44, Gladbachstraße 67.

E. F. Rimensberger, Legationsrat bei der Schweizerischen Gesandtschaft in Washington, Washington 8, D. C., Upton Street 3677, N. W.

Dr. phil. Arnold von Salis, Honorarprofessor für Archäologie an der Universität Zürich, Zürich 7/44, Hadlaubstraße 2.

Dr. iur. Dietrich Schindler, Privatdozent für Völkerrecht und Staatsrecht an der Universität Zürich, Zollikon, Alte Landstraße 44.

Dr. phil. Georges Schlocker, Rue de Siam 1 bis, Paris XVIe.

Major i. Gst. Dr. phil. Hans Senn, Aarau, Renggerstraße 60.

Prof. Dr. med. Walter von Wyß, Basel, Aeschenvorstadt 15.